

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus meinem Bühnenleben

Erinnerungen

Bauer, Karoline

Berlin, 1876

1. In und an der Königstadt

[urn:nbn:de:bsz:31-92935](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92935)

1. In und an der Königstadt.

Dem freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, schon vor Bieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse schiebt,
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäderthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.

Goethe, Vorspiel zum »Faust«.

»Die Berliner taugen nichts!« — sagte der große Friedrich grollend, wandte dem deutschen Berlin den Rücken und baute sich in Potsdam sein französisches »Sanssouci«.

»Dabei muß man nicht vergessen, daß er (Zelter) über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an Allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht so weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten!« — entschuldigt Goethe nach einem Besuche Zelters in Weimar die unpolirte Derbheit seines musikalischen Freundes und Korrespondenten in einem Gespräche mit Eckermann.

»Schäm Dy, Berlin, Dy hebb ick diä un satt,

Du byst un blyßt 'ne Bärenstadt!«

— schreibt Alexander von Humboldt übellaunig auf die Manuskript-Mappe seines »Kosmos« und flieht, so oft er kann, aus der »menschenleeren Wüste« an der Spree in die menschen-schäumenden Salons der Causerie an der Seine.

»Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez serieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitans, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie«
— steht in Mad. de Staël's Buch über Deutschland.

Aehulich lautet Heinrich Heine's Urtheil in seiner »Reise von München nach Genua«: — »Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin gibt blos den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so wekl und abgestorben. Denn sie ist, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen Wenigen der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes profaisch wunderfamen Helden, der die raffinirte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit recht tapfer in sich ausgebildet hatte . . .«

Am häßlichsten aber — als grellste Dissonanz durchklingt mein altes berlinfrohes Komödiantenherz das Wort des gelehrten Christian Josias von Bunsen aus dem Jahre 1827: »Es ist entsetzlich zu sehen, wie sich, mit Ausnahme Weniger, die ganze Bildung Berlins um das Theater dreht!«

Denn dies Herz liebt Dich, Berlin, noch immer vor

allen andern Städten und schon Dein Namensklang läßt es frühlingfrisch erblühen in seliger Erinnerung und dankbarer Rührung. Umfaßt doch Dein Name die sonnigsten Blütentage meines Bühnenlebens — meiner glücklichen Jugend und meiner beglückenden Kunst!

Aber ich liebe das »alte« Berlin — das bescheidene, harmlose, fröhliche, glückliche, kleinstädtische Berlin vor einem halben Jahrhundert!

Das moderne Berlin — die brausende, gährende, jagende politische und sociale Weltstadt, entstanden nach den umwälzenden Völkerstürmen der vierziger Jahre, kenne ich nicht. Ich habe Berlin seit mehr als vierzig Jahren nicht wiedergesehn. So lebt »mein« altes, längst verwehtes Berlin in den Erinnerungen meines rückblickenden Auges und rücksehenden Herzens in alter Jugendschöne und Fröhlichkeit frisch fort.

Mein Berlin hatte nur 193,000 Einwohner, kein Gas, keine Eisenbahnen, keine Wasserleitung, keine Trottoirs, nur zwei Theater, zwei Zeitungen, schärfste Censur, keine Politik, kein perennirendes Börsenfieber und das lustige Lebens-Motto: Vive la bagatelle!

Noch war das Wort nicht verklungen: Wer den Gensdarmen-Markt mit dem Teufel zwischen den beiden Engeln — das Schauspielhaus zwischen den schöngekuppelten beiden Kirchen — und die schöne Hofrätthin Herz nicht sah, der hat Berlin nicht gesehn!

Als der Kaiser von Rußland seinem königlichen Schwiegervater eine große Spiegelscheibe für sein bescheidenes Palais schenkte, lief ganz Berlin hin, dies Wunder — die erste Spiegelscheibe in der Residenz-Stadt — anzustaunen.

Eine Schusterjungen-Prügelei, ein steigender Drache, ein Flug Tauben, ein gestürztes Kremserpferd konnte den Berliner stundenlang unterhalten.

Ein Eckensteher oder Schusterjungen-Witz machte die fröhliche Runde durch alle Weißbierstuben und ästhetischen Thee's.

An schönen Sonn- und Feiertagen zog der Berliner — den riesigen rothen, grünen, blauen Familienregenschirm mit blinkendem Messingbeschlag, von gebildeten frauenzimmerlichen Seelen poetisch »Parasol« genannt — unter dem linken Arm, in der rechten Hand die lange buntbetroddele »kalte« Pfeife, denn bei Geld- oder Leibesgefahr durfte auf offener Straße nicht geraucht werden, — mit Weib und Kind und Kegel und selten fehlendem Kinderwagen hinaus in die romantischen Gefilde von Pankow, Stralau, Treptow, Schöneberg, Charlottenburg, Moabit, fröhliche Einkehr haltend, wo winkten das Rollen der Kegelfugel, Drehorgel, Schaukel, Caroussel und vor Allem die lockende Inschrift: »Hier können Familien Kaffee kochen!«

Herr von Nagler und die von ihm geschaffene erste Schnellpost nach Magdeburg waren die glorreichen Götter des Tages, gefeiert mit ganzen Bächen von Tinte in Prosa und in Versen.

An Stricken hingen quer über die Straße schwankende, rasselnde Laternen mit melancholischen Dellämpchen — und drunter hindurch wanderten abends blinkende Lichtlein, von der vornehmen Stocklaterne mit den zwei dicken Wachslichtern über der Schulter des voranleuchtenden gallonirten Dieners — herab bis zu dem bescheidenen Laternchen in der Hand des einkaufenden Mütterchens, oder niederhängend aus dem Knopfloch eines Schleiermachers, der heimkehrte von seiner Freundin, der geistvollen schönen Jüdin Henriette Herz. Stand aber Mondschein im Kalender oder ließ der erste Mai die wilden Gräschen auf den sandigen ungepflasterten und unkultivirten Plätzen der Stadt, wie in der soldatendurchwateten Sahara des »Lustgartens«, des täglichen Exerzirplatzes, mager aufsprießen — so erlosch auch das letzte Flämmchen der Straßenlaternen. Vom ersten Mai bis zum ersten September hielt die

Berliner Straßenbeleuchtung ihren unerbittlichen Sommerschlaf — trotz des memento mori: daß in der noblen Wilhelmstraße ein vornehmer Herr bei der abendlichen Finsterniß in eine un- eingehetzte Baugrube stürzte und — am andern Morgen als Leiche herausgezogen wurde. Und trotz aller Stachelverse der Berliner Poeten! So coursierte damals das Triolet eines Anonymus:

»Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe,
Sorgt unsre Straßenpolizei
Für abendliche Trübe.
Kein Lämpchen brennt, es ist vorbei
Mit mobischer Aufklärerei
Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe.
Da wandelt und da handelt frei
In Finsterniß die Liebelei,
Da brechen aus der Hausvogtei
Brandstifter, Gauner, Diebe
Und Fremde Arm und Bein entzwei,
Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe.«

Und Ludwig Robert, der Bruder Rahels, richtete in der ersten Mainacht 1824 in den »Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt« folgenden humoristischen Finsterniß-Seufzer an Ludwig Tieck:

... »Warum noch gestern, so fragst Du,
Spärlich zwar, aber erleuchtet doch
Straßen und Plätze waren,
Und heute mit einem Mal
Alles so rabenschwarz?
Weißt Du denn nicht, Du geborner Berliner,
Welch mythisch-symbolisches Fest
Die Stieffchwester der Themis,
Die Zofe der Nemesis,
Alljährlich an diesem Tage
Stolz und freudig begeht?!

Ihrer Mutter und Schuggöttin
Der geheimnißreichen Nacht zu Ehren
Löschet die Polizei
Heut in des Wonnemonds erster Nacht,
Jedes matt aufbämmernde Flämmchen
In den Laternen der Stadt. —
Vier Monde dauern
Die dunklen Mysterien;
Und während vier Monden darf
Kein leuchtendes Lämpchen
In dem prachtvollen Berlin,
In der Hauptstadt der Brennen — brennen! . . .

Eine neue Erscheinung in der Oper, im Schauspielhause, Konzert, Ballsaal, eine Recension von »Spuck-Schulze« in der »Spenerschen« oder von Gubiß, Wilibald Alexis, Kellstab in der »Vossischen«, ein Hoffest, eine kostümirte Schlittenfahrt, eine originelle Toilette, ein pikantes Histröchen, ein Roman von Walter Scott, eine Mimik-Geschichte von Clavren, ein anonymes Gedicht — konnten ganz Berlin tagelang beschäftigen . . .

Ja, »mein« altes Berlin war noch recht kleinstädtisch und harmlos! Aber ich glaube: dabei unendlich viel lebenswürdiger und glücklicher, als die heutige »Weltstadt« Berlin mit ihrer blendenden Gashelligkeit in den Straßen und Theatern und politischen und socialen Köpfen, — mit dem brausenden, verschlingenden Dampfleben, — der Gründerfäulniß, — der fieberhaften Jagd nach »Glück«, Reichthum, Genuß, Orden und Titeln, — mit ihrem philosophischen Nihilismus und Pessimismus — und mit ihren zwei Duzend Theatern . . . Lebenswürdig und glücklich war mein altes Berlin in seiner warmen Herzlichkeit, gemüthvollen Gemüthlichkeit, sonnigen Lebenslust, nie müden Gastfreiheit, heiteren Geselligkeit bei Thee und »Butterrebrod«, frohen Harmlosigkeit, behaglichen Genügsamkeit, regen Geistesfrische, blühenden Kunstfröhlichkeit . . . und auch in seinem »holden Theaterwahnsinn!«

Dabei stets »hülfreich und gut!« So schreibt Rachel über die Opferfreudigkeit Berlins in dem schweren Kriegsjahr 1813, als es in dem großen Lazareth für die Verwundeten an Vielem mangelt: . . . »Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein Generalaufstand. Jeder schrie, lief, gab . . . Alle Aerzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln. Wäsche aller Art, Betten wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen, wo immer hundert fünf und zwanzig Frauen kochen ließen; keine schlief, ruhte mehr. — Mir hat's einen großen Theil Gesundheit gekostet . . . Ich schreibe dies mit Thränen in den Augen und mit Entzücken über unsere Stadt! — Die Juden geben, was sie nur besitzen . . . Nein, wie freut mich diese Stadt!«

Dahin gehört ein rührendes Geschichtchen aus dem alten Berlin. Unter den Linden sitzt den ganzen Sommer über auf einem niedrigen Bänkchen ein gichtgekrümmtes armes altes Mütterchen und näht für die spielende Jugend bunte Bälle zum Verkauf. Davon lebt sie kümmerlich . . . Da sieht sie ein hölzernes Bein in einer blauen Soldatenhose heranhumpeln. Mehr nicht, denn sie kann den gebeugten Nacken nicht erheben. »Ein armer Invalide, der für sein Vaterland zum Krüppel wurde!« — denkt die Alte mitleidig und vergißt über das fremde Unglück ihre eigene bittere Armuth. Sie nimmt die größte Münze, die sie heut für ihre Bälle eingenommen hat, und hält sie in die Höhe, dem Invaliden entgegen. Der Stelzfuß zögert neben ihr. Könnte sie dem Unglücklichen doch in's Auge sehn! »Nehmt, armer Mann, und Gott gesegne es Euch!« — Sie fühlt eine Hand, die ihr das Geldstück abnimmt, und hört eine gerührte Stimme: »Gott vergelt's Euch, gute Mutter!« Dabei fällt ein blinkendes Goldstück in ihren Schooß . . . Der Stelzfuß humpelt weiter . . . aber er kehrt wieder, er, der reiche General, um fortan wie ein Sohn für das arme Mütterchen zu sorgen. Das braucht nimmermehr unter den Linden zu hocken und Kinderbälle zu nähen. . . .

. . . In dies alte, bald so heiß geliebte Berlin fuhren die

Mutter und ich mit meinem Hündchen Visinka am 26. Mai 1824 Nachts 11 Uhr todmüde ein, — durch die nicht enden wollende enge, stockfinstere Königsstraße dem Alexanderplatz zu. Bethmann hatte versprochen, uns dort ein provisorisches Logis zu miethen.

Der große Alexanderplatz war wie ausgestorben. In dem bezeichneten Hause links neben dem Theater schienen sämtliche Bewohner zu schlafen. Der Postillon blies, rief, klopfte, zog die Glocke — lange vergebens. Endlich wurde ein Fenster im ersten Stock geöffnet. Ein Licht und ein jugendliches Gesicht neigten sich hinaus, und in bayerischer Mundart hörten wir: »Kommen Sie etwa aus Karlsruhe? Dann bitte ich heraufzukommen! Direktor Bethmann hat uns ersucht, Sie zu bewillkommen; bis morgen müssen Sie sich schon mit dem bestellen, leider sehr unwohnlichen Zimmer behelfen.« — Die artige Sprecherin, Fräulein Weidner aus München, begrüßte mich als Kollegin sehr herzlich. Aber eine Hiobspost kam nach: Bethmann hatte nach einer heftigen Scene mit den Aktionären des »Königstädter Theaters« seine Entlassung gefordert — erhalten — und tief gekränkt Berlin verlassen.

Aus übervollem, bangen Herzen, mit Seufzen und Thränen klang uns dieser Willkomm in der wildfremden Stadt entgegen. Bekümmert und erschrocken setzten die Mutter und ich uns auf eines der Betten in dem sophalosen, unbehaglichen Zimmer, und Fräulein Weidner und ihre Mutter auf das gegenüberstehende. Klagend fuhr die Kollegin fort: »Es herrscht hier heillose Unordnung! Nichts ist fertig, nur Weniges vorbereitet. Keine Rollen sind vertheilt, keine Proben angefekt. Vice-Direktor und Sekretär Baron von Biedenfeld vermag trotz des besten Willens keine Autorität zu erlangen. Niemand will gehorchen. Die Regisseure Schmella und Angeli hemmen die Thätigkeit ihres einsichtsvollen Mitregisseurs Nagel durch Eifersüchteleien und Mißtrauen. Der Geschäftsführer, Justizrath Kunowsky, ist ein lebenswürdiger geistreicher Mann und mit Enthusiasmus dem neuen Institut ergeben, aber zu

eraltirt und sanguinisch; auch fehlt ihm Zeit, Theater-Praxis und — Energie. Er taucht auf und verschwindet wie ein Irrewisch und hinterläßt nur Verwirrung. Die Aktionäre wissen wohl die Einnahmen zu berechnen, geizen aber mit den nöthigsten Ausgaben. O hätte ich doch mein trautes München nicht verlassen!»

»Und wir nicht unser schönes Karlsruhe!« — klang's aus mir wider. Thränen drohten auch bei der Mutter und mir auszubrechen. . . . Da ertönte eine Flöte — wehmüthige Melodien — sehr gut geblasen. . . .

»Der Stiefsohn Bethmann's, ein junger Baron,« erklärte die Weidner, — »ein sanfter, ernster Jüngling; er wohnt über uns und musizirt oft die ganze Nacht hindurch.«

»Das fehlt' uns noch!« rief meine Mutter in komischer Verzweiflung aus, — »nichts stimmt trauriger, als melancholisches Flötenspiel. . . . O wie er jetzt so schwermüthig bläst — Himmels:

»Mir auch war ein Leben aufgegangen!«

»Sicher folgt jetzt:

»An Alexis send' ich Dich!«

lachte die Weidner — und richtig: gleich darauf intonirte die melancholische Flöte den Rosengruß an Alexis.

Da lachten wir denn hell auf — und wurden Alle heiterer und muthvoller. Und bald lullte uns:

»Freudvoll und leidvoll«

des schwärmerischen Flötenspielers ganz angenehm ein — die erste Nacht in dem großen, wildfremden Berlin.

Der folgende Morgen ließ sich besser an. Ein etwas zweifelhaftes Individuum präsentirte sich als Theaterdiener und brachte die erfreuliche Nachricht: die gegenüberwohnende Frau Doktorin Rintel ließe uns einladen, das freie, hübsche Logis über ihrer Wohnung zu besichtigen.

Froh eilte ich hinüber — und nach wenigen Stunden war Alles so weit eingerichtet, daß wir Besuch empfangen konnten. Als ich treppauf — treppab sprang, um das Auspacken zu überwachen, und rüstig mit Hand anlegte — trat mir aus dem Zimmer des ersten Stockes eine nicht mehr junge, aber höchst anmuthige Dame entgegen und sagte auf die lebenswürdigste Weise: — »Ich bin die Doktorin Rintel — mein Vater ist der Direktor der Singakademie, Zelter! — Bethmann, ein Freund meines Mannes, hat Sie uns empfohlen. Er kam vor seiner schnellen Abreise noch athemlos gerannt, um dies Briefchen für Sie einzuhändigen. Recht viel Liebes haben wir von der Süddeutschen vernommen; nach Kräften werden wir Ihnen beistehen!«

Da erschien mir Berlin doch schon in einem rosigeren Lichte. Wir waren nicht mehr verlassen; gute, liebe Menschen wollten sich unserer annehmen.

Bethmann schrieb: »Um Jhretwillen, liebes Fräulein, bedaure ich hauptsächlich, Berlin so schnell verlassen zu müssen! Denn Sie sind unstreitig von den Mitgliedern die Unerfahrenste im Theater-Treiben. Doch nur muthig vorwärts! — Talent, Jugend und ernstes, eifriges Streben werden auch Ihnen helfen, im neuen Kunsttempel Fuß zu fassen. Vor dem Herbst kehre ich wieder und stelle Sie meinen ehemaligen Kollegen an der königlichen Bühne vor. . . .«

Wie heimisch fühlten wir uns gleich bei Rintels, wie ungenirt plauderten wir zusammen, so vertrauensvoll, als sei es nicht das erste Mal, daß wir am Familientisch mit ihnen Kaffee tranken. Des Doktors sanftes, würdiges Wesen beruhigte und flößte Sympathie ein. Das lebenswürdige Paar bestätigte die Versicherung Bethmann's, daß die Berliner mit Ungeduld der Eröffnung des »Königstädter Theaters« — damals der einzigen Bühne neben der königlichen — entgegen sähen, und das Publikum sich auf die heiteren Lebensbilder freue; — denn nur Lustspielen, kleinen Schauspielen, Lokal-

possen, Vaudevilles, Parodien, Travestien, Operetten und Singspielen solle die neue Bühne geweiht sein, höchstens dürften dann und wann Melodramen ihre düsteren Schatten werfen. Der König hätte gern dem Kommissionsrath Cersf die Konzession zum Bau eines zweiten Theaters ertheilt, da auf der königlichen Bühne das klassische Repertoire vorherrsche und Friedrich Wilhelm III. heitere Lebensbilder im Volkston besonders liebe.

»Aber warum läßt der König denn nicht solche Lieblingsstücke auf seiner Bühne spielen?« — fragte ich.

»Nein, Friedrich Wilhelm der Gerechte hat mehr als einmal gesagt: Ich will meinen Geschmack dem Publikum nicht aufdrängen; — und Graf Brühl soll in Ruhe gelassen werden!« —

Ueber die Genesis des neuen »Volkstheaters« hörten wir bald noch allerlei Wunderbares. Schon 1815 hatte der Schauspieldirector Karl Döbbelin dem Könige den Plan zu einem Volkstheater in Berlin vorgelegt und die allerhöchste Billigung erhalten. Aber Graf Brühl, der Intendant der königlichen Bühnen, machte den Monarchen auf die Gefahren für die eigenen Institute aufmerksam, erbot sich jedoch gleichzeitig, solch ein kleines »Volkstheater« für königliche Rechnung zu schaffen und nebenbei zu leiten. . . Darüber gingen sieben Jahre hin — und plötzlich, im Mai 1822, lief das allarmirende Gerücht durch Berlin: der jüdische Kommissionär Friedrich Cersf, früher Pferdehändler, der nicht schreiben und nicht lesen kann, hat für sich und seine Nachkommen die Konzession zu einem Volkstheater in der »Königstadt« erhalten und diese Konzession für eine Pachtsumme von jährlich 3000 Thlr. sogleich an eine Aktiengesellschaft weitergegeben! — Und richtig! Das Cersf'sche Haus am Alexanderplatz, dem früheren »Ochsenmarkte« wurde über Hals und Kopf zum Theater umgebaut.

Diese Aktionäre hatten aus ihrer Mitte sechs reiche Bankiers zu Direktoren des neuen Kunsttempels erwählt: Benecke von Gröbzigberg, Herz Beer, Joseph Mendelssohn,

Frändel, Martin Ebers und J. D. Müller — und den Justizrath Kunowsky als Syndikus und Geschäftsführer des Instituts angestellt.

Von diesen sämtlichen sieben Herren hatte auch nicht ein Einziger eine blasse Ahnung von der praktischen Führung eines Theaters oder ein Körnchen »Bühnenverstand«.

Dazu kam, daß in der »Königstadt« kein Stück des königlichen Repertoires gegeben werden durfte, — außer es sei an den Hof-Bühnen seit vollen zwei Jahren nicht gespielt! — Ganz ausgeschlossen waren: Trauerspiele, Opern, Pantomimen, Ballets und eingelegte Tänze.

Baron Biedensfeld machte uns seinen Besuch. Der Vize-Direktor trug einen verstümmelten Arm in schwarzseidener Binde; das eiserne Kreuz auf seiner Brust erklärte uns, wie er zum Krüppel geworden. Der Mutter und mir stiegen die Thränen in's Auge — wir dachten an meinen Vater, der aus jenen Schlachten für's Vaterland nicht wiederkehren durfte. Der Baron mochte wohl vierzig Jahre zählen und hatte angenehme, intelligente Züge. Er zeigte sich als feingebildeter Mann und plauderte bald gemüthlich in Wiener Mundart. Er lud uns freundlich ein, ihn nach Hause zu Frau und Tochter zum Mittagessen zu begleiten. Wir würden dort auch seinen Schwiegersohn Spitzeder kennen lernen.

»Wenn das so fortgeht,« rief ich fröhlich, »müssen wir an eine unsichtbare, beschützende Macht glauben. — Warum aber blicken Sie so traurig, Herr Baron?«

»Eina, bedenke doch!« verwies die Mutter . . . »Entschuldigen Sie, Herr Baron, das laute Denken meiner Tochter!«

»O, lassen Sie das Fräulein doch aufrichtig sein! Zu bald wird sie leider nur Klugheit sprechen müssen, wenn sie durchkommen will auf den hiesigen heißen Brettern. — Sie haben aber ganz recht gesehen, mein aufrichtiges Fräulein: ich bin sehr deprimirt! Seit Bethmann's Zerwürfniß mit den

Altionären ist meine Stellung unerträglich geworden: ich soll Alles vermitteln, ermöglichen — und werde bei der herrschenden Konfusion nachgerade mit verwirrt. Doch, dies darf Sie nicht entmuthigen. Bitte, erfreuen Sie mit Ihrer sonnigen Heiterkeit meine heimwehkranke Frau und Tochter — sie vermissen hier noch mehr als ich unser geliebtes Wien.«

Am Fuß der Treppe hörten wir einen Wagen anrasseln und in der Hausthür stießen wir auf einen Herrn, den Biedenfeld: »Ah! Kunowsky!« begrüßte. Dann stellte er vor: »Herr Justizrath Kunowsky — unsere Hauptstütze, Geschäftsführer und geistiger Dirigent des neuen Instituts, das belebende Element des ganzen Unternehmens!« Es klang wohl etwas Ironie aus dem Lobe, — Kunowsky indessen nahm es à la lettre. Er bot mir seinen Arm, mich zu Biedenfeld's zu führen. Und nun — während der kurzen Strecke sollte ich die echte, berühmte — und berühmte Berliner Suada kennen lernen. Solch' ein Ueberstürzen verschiedener Thematās, solch' Gemisch von Wiß, Laune und Raketenprühen im allerschnellsten Tempo hatte ich bis dahin noch nie gehört. — Betäubt — verwirrt — konnte ich nur selten einige Bemerkungen einschalten. Kunowsky's Neuferes frappirte mich auch; — ich vermochte nicht zu sagen, ob mich ein Alter-Junger, — oder ein Junger-Alter führte. Die schlanke, geschmeidige Figur, das nach Art der Studenten gescheitelte, lockige, braune Haar, die blauen, geistvoll strahlenden Augen — und dazu ein verwittertes, fahles Gesicht und bedenklicher Zahnmangel. . . .

Kunowsky sprühte: »Unser Theater wird bald das königliche überflügeln! Wir haben junge Kräfte, immense Talente! — bei den Hoffchauspielern ist die Glanzperiode vorüber — besonders die Damen könnte man in's Antiquitäten-Kabinet stellen. . . .«

»Madame Stich ist aber doch noch zu den jugendlichen Künstlerinnen zu zählen!«

»Jewiß! jewiß, — imposante Gestalt, vortrefflich im

Trauerspiel, — aber im Lustspiel ungraziös, unmobil, gar nicht bedeutend . . . «

»Und die gepriesene Louise v. Holtei? — kaum in den Zwanzigen . . . «

»Reizendes Gesichtchen, besonders als Käthchen von Heilbronn und Melitta, — aber zu klein, zu lange Arme, zu beschränktes Rollenfach, auch nicht lebensfrisch genug, zu veilchenartig bescheiden wirkend . . . «

»Und Devrient, Wolff, seine Gattin, Nebenstein, Krüger u., sind das nicht Künstler in voller Kraft ihres Talentes?«

»Jewiß! jewiß! — aber unsere Königstädter werden ihnen schon nachkommen. Klassische Stücke — d. h. Trauerspiele dürfen wir zwar nicht geben, doch das wird sich finden. Und wir werden dafür ein brillantes Lustspiel-Ensemble haben. Ludwig, Meyer, Piehl, Nagel — welche Schauspieler! Schmalka, Angeli, Köfke — welche Komiker! — und vor Allen Spitzeder, unsere Perle, unser Stolz! — Ach! und die Damen — Weidner, die Schwestern Sutorius und Herold, Karoline Müller, Sie, Verehrteste — welche Künstlerinnen! welche jungen blühenden, siegenden Schönheiten!«

»Erlauben Sie, Herr Justizrath, — spielen diese Damen — zweite Liebhaberinnen?«

»Nein! — Erste!«

»Sieben erste Liebhaberinnen an einer Bühne . . . da hätte ich Lust, sogleich wieder abzureisen. Mein Kontrakt lautet auf erste Partien, und ich habe nicht die Karlsruher Bühne verlassen, wo ich neben Madame Neumann gefiel, um mit diesen sechs Damen hier um die Palme zu ringen und um Rollen zu kämpfen!«

»Begreife, Verehrteste, aber im Anfang müssen Sie der Sache zu Liebe auch unbedeutendere Rollen übernehmen. Im

»Tournier zu Kronstein« ist die Gräfin Elsbeth Ihnen zuertheilt; in acht Tagen wird die erste Probe stattfinden, am Geburtstage des Kronprinzen wird das Stück gegeben werden.«

»Aber der Kronprinzliche Geburtstag ist ja erst am 15. Oktober — und jetzt haben wir Mai. Warum werden nicht zuerst die vorhergehenden Stücke einstudirt?«

»Kleinigkeit, wird Alles zur Zeit geschehen!« . . . Und nun folgte eine wahre Apotheose des neuen Institutes und ein Wasserschwall der spreeathenienfischen Suada von dem hülfreichen Wohlwollen des Königs, der brennenden Ungebuld des Publikums auf die Eröffnung des »Volkstheaters«, von einer neuen, herrlichen Kunstepoche . . . und so unaufhaltsam weiter. . . .

Erst bei Biedenfeld's durfte ich freier athmen. Mit Herzlichkeit wurden wir von den Wienerinnen bewillkommet. Die Baronin hatte dieselbe Ruhe und Milde in ihrem Benehmen, wie meine Mutter. Sie war früher an den Komiker Schüler in Dessau verheirathet gewesen und hatte selbst als erste Sängerin geglänzt. Jetzt sollte sie an der Königstädter Bühne als Chordirektorin wirken. — Ihre Tochter aus erster Ehe, Frau Spitzeder, war eine zierliche Erscheinung: schwarze Prachtaugen schauten aus dem blassen, lieblichen Gesicht unendlich wehmüthig, als suchten sie vergebens das geliebte Wien, wo Henriette Spitzeder als erste Sängerin, besonders als reizende Susanne im »Figaro« und Zerline im »Don Juan«, der Liebling der Wiener war . . . Oder ahnten diese schönen, traurigen Augen, daß sie sich schon nach vier Jahren auf immer schließen sollten? — Joseph Spitzeder, der berühmte Wiener Bassbuffo, dagegen sah fröhlich und zuversichtlich aus. Ein großer, blondlockiger, schöner junger Mann, dessen Lächeln und blitzende tiefblaue Augen den humoristischen Schalk verriethen. — In Weimar geboren, war er schon als Kind mit seinem Vater, einem berühmten seriösen Bass nach Wien gekommen und hatte dort von dem Hofkapellmeister Joseph Weigel, dem Komponisten

der »Schweizerfamilie«, den ersten Gesangunterricht erhalten. Jetzt sah er aus: wie ein junger lebensfroher Student in dulei jubilo. Aber ich sollte ihn bald als bescheidenen, redlichen, treuen Kollegen schätzen lernen. Dabei war er ein vortrefflicher Familienvater — und auch bei allen späteren Misere der »Königstadt« von unverwüflicher strahlender Heiterkeit.

Plötzlich sagte Kunowsky Adieu! — und fort war er. Wir sahen uns eine Weile beobachtend, lächelnd an — aber der köstliche Spizeder gab in seiner derb gemüthlichen Wiener Art den Gedanken Worte: »Unser Geschäftsführer ist heut wieder einmal e bissel — verrückt! Sonst ein seelenguter, auch kluger Herr, — aber hier im Oberstübchen geht es manchmal drunter und drüber und zum Dirigenten für ein Theatervölkchen fehlt ihm eine gute Portion Energie und kaltes Blut!« — Dann schlug er plötzlich in das höchste Pathos um: »Wir fahren halt auf dem Meer fremder Verhältnisse, und wissen nicht, ob's Schifflein glücklich landen wird! — aber um uns zu stärken zu den herannahenden Kämpfen, wollen wir Leidensgefährten — — (in Wiener Mundart) jetzt zunächst fröhlich echte Wiener Rahmstrudel essen!«

Für mich war dies genügend, um in tolles Lachen auszubrechen; die Andern mußten mit einstimmen, selbst des lustigen Kollegen kleine ernste Frau, und nun weidete ich mich förmlich an Spizeders unerschöpflicher, liebenswürdiger Laune, — die dem Komiker bald auf Befehl des Königs 24 Stunden Arrest eintragen sollte. Während des russisch-türkischen Krieges extemporirte er nämlich im Königstädter Theater: »Die Jufelmänner hauen sich mit den Muselmännern . . .« und eine preußische Königstochter war ja Kaiserin der »Jufelmänner«. —

Als wir mit Champagner auf glückliches Landen unseres Schiffleins anstießen, kam ein Bote von Kunowsky mit einem Bleistiftzettel an mich: »Verehrteste! Ich vergaß zu erinnern, daß Sie morgen durchaus den Herren Direktoren Besuche abstaten müssen; hier die Adresse der verheiratheten Matadore.

Abends erwartet meine Frau Sie mit der werthen Mama. Es ist unser Empfangstag, und wir freuen uns, Sie mit den für Kunst glühenden Stammgästen bekannt zu machen.« —

»Wie liebenswürdig!« bemerkte meine Mutter.

»Ja gewiß!« — sagte die Baronin resignirt — »aber die Damen werden gleich uns bei dem Rout Entsetzliches ausstehen in den kleinen Zimmern, überfüllt von Besuchenden. Das ist ein betäubendes Kommen, Gehen, Drängen, Schwätzen . . . Ich werde stets krank von dem — Vergnügen und beneide meinen guten Mann, der die Gabe besitzt, sich still in eine Ecke zu drücken und dort bei allem Lärm sein — Abend schläfschen zu halten.«

Im grauseidenen Ueberrock, mit Rosa verziert, eine Pariser rosa Atlas-Toque mit Marabouts auf den hochfrisirten Locken, die Mutter schwarz, im hellgelben Krepphut — fand ich unsere Toilette sehr hübsch für die Visiten bei den stolzen Direktoren und Direktrizen. Aber wie wurde ich angestarrt! Ob vielleicht die Toque zu verwegen aufgestülpt war? — oder ob ich mich nicht demüthig genug vor den Millionären verneigte? — Ich vernahm wenigstens später von Baron Biedenfeld, daß Bankier Fränckel ihm andern Tags gesagt: »Bedenken Sie ja die etwas determinirt aussehende Blondine mit ersten Rollen, denn zweite wird sie sicherlich nicht oft übernehmen!«

Bankier Benecke von Gröbzigberg, wegen seines Reichthums gewöhnlich »Fürst Benecke« genannt, sprach sehr leise, aber angenehm, und geleitete uns zu seiner Gattin — wie verlegen. Durchlaucht lehnten in der Sophaecke, ein Riechfläschchen in der Hand, und klagten herablassend im besten Berlinisch über Nervenkopfweh. Wir wollten uns sogleich entfernen, — wurden aber ersucht, Platz zu nehmen. Eine gezwungene Unterhaltung entspann sich. Durchlaucht geruhten unter Anderm zu

fragen: »Haben Sie denn auch ein jutes Gedächtniß? — Das Auswendiglernen der Rollen muß doch entsetzlich sind!«

Ich war im Begriff pikirt zu antworten, aber ein Blick der Mutter verhinderte es. Rächen mußte ich mich aber doch, — und so erwiderte ich lammfromm: »Ich besitze ja kein Gedächtniß, — ich bin ein armes jequältes Menschenkind!« —

Ihr Erröthen bewies, daß sie mich verstanden hatte. Sie blieb meine Gegnerin von dieser Minute an. Ich habe nie wieder einen Fuß in dies goldene Haus gesetzt — das so bald zusammenbrechen und den Wohlstand und die Hoffnungen so vieler Menschen unter seinen Trümmern begraben sollte.

Von der Mutter der Mad. Benecke, der originellen Mad. du Titre, deren feenhafte Feste Friedrich Wilhelm III. nicht selten beehrte, um sich — an dem unverfälschten Berlinisch der Wirthin zu ergötzen, wußte Berlin die lustigsten Anekdoten zu erzählen. Sie titulirte den König nur »Majestäteten« und war unermüdlich, Majestäteten die besten Leckerbissen aufzuzüthigen. Als nun der König auf seiner gewöhnlichen Mittagspromenade im Thiergarten einmal ihren vertraulich-unterthänigsten Knig nicht bemerkt und also auch nicht erwidert hatte, zerfloß sie in Thränen über diese allerhöchste Ungnade — und beruhigte sich auch erst, als sie den König bei der nächsten Gelegenheit weinend interpellirt hatte: warum Majestäteten so stolz an ihr vorüberjeloßen sei und was sie Majestäteten in ihrer Unschuld zu Leide gethan habe — bis der leutselige Monarch lachend das Mißverständniß aufgeklärt hatte.

A propos: jeloßen! Als eine wohlmeinende, aber weniger reiche Freundin die Millionärin vertraulich erinnerte, doch nicht immer »jeloßen« statt gelaufen zu sagen, plakte diese heraus: »Ach wat, Liebste, lassen Sie mir man: Ihre Döchter sind nun schon 30 Jahre jelaufen und jelaufen un haben bis heute noch keinen Mann gekriegt — meine Döchter sind jeloßen un jeloßen un waren mit 17 Jahren schon an den reichen Benecke un an einen Baron futsch!« —

Hadte Mad. du Litre etwa einmal gehört: aus welchem intimsten Stück seiner abgelegten Garderobe der alte originelle Herzog von Koburg für die Hofdamen seiner Gemalin heimlich mit Paradiesvögeln geschmückte Turbans oder Toques zu Weihnachtsgeschenken anfertigen ließ?

Genug, sie kommt einst zu der elegantesten Putzmacherin Berlins und breitet vor deren entsehten Augen solch ein sammentenes Erbstück vom seligen du Litre aus und besteht mit der wunderbaren Beharrlichkeit eines echten Originals darauf: Mad. Coeven solle ihr daraus einen Winterhut anfertigen und mit Straußenfedern garniren — bis die Putzmacherin, um die reiche Kundschaft nicht zu verlieren, die delikate Aufgabe übernimmt und ausführt. Ganz Berlin muß dies Hut-Monstrum bewundern und seine Entstehungsgeschichte anhören. Sogar Majestäteten wurde es nicht geschenkt, aus dem gerührten Witwenmunde zu vernehmen: wie Mad. du Litre ihren Seligen ehrte! — Und Berlin hatte neuen reichen Stoff zum — Lachen!

Einst geht unser Original in höchster Eleganz in der Königstraße spazieren. Da sieht sie ein entfesseltes Kind sich entgegenspringen. Voll Geistesgegenwart reißt sie die nächste Glashür auf, stürzt in den Laden und ruft: »O Jemine, hier kommt 'ne dolle Kuh!«

Dabei war Mad. du Litre eine gute wohlthätige Frau und eine eifrige Beschützerin der Kunst. Fast jeden Abend erschien sie im originellsten Puz in ihrer Theaterloge und ihre drastischen, laut geflüsterten Zwischenreden erregten nicht selten die allgemeinste Heiterkeit im Publikum und auf der Bühne. Sah sie den König mitten im Akt in seine Loge treten, so erhob sie sich mit möglichstem Geräusch und knigte und dienerte so lange, bis ein allerhöchstes Lächeln und Kopfnicken ihr dankten. Dann strahlte den ganzen Abend ihr glücklich-stolzes Gesicht: »als blickte Vollmond drein!« — Ihr »Abjott« war Ludwig Devrient und sie ruhte nicht, bis der sonst so gesellschaftscheue Künstler einmal ihr gastliches Haus besuchte.

»Aber nie wieder!« — sagte er — und ging zu Lutter und Wegner, wo er den Stammgästen sogleich eine köstliche Kopie von Madame du Litre gab.

Am Abend saß ich mit der Mutter zum ersten Mal in höchster Spannung im ersten Range des dichtbesetzten königlichen Schauspielhauses. Es erschien mir gegen das Karlsruher klein, aber eleganter, auch besser beleuchtet. Das Haus war erst vor drei Jahren nach dem großen Brande des Jfflandschen National-Theaters im prachtvollen Neubau nach Schinkels Plänen wieder eröffnet und hatte wegen seiner Kleinheit im eigentlichen Schauspielraum bei der Größe des ganzen Gebäudes schon viel von dem Witz der Berliner zu leiden gehabt. Der Kronprinz, im Witz ein echter Berliner, hatte auch hier den Ton angegeben. Als Intendant und Baumeister ihn durch den schönen großen Konzert- und Ballsaal des Hauses in das eigentliche Theater führten, sagte er sarkastisch: »Ei! sieh! da ist in dem Schauspielhause ja auch nebenbei ein kleines Theaterchen! Man sollte es kaum glauben!«

Und die Berliner wickelten ihrem Kronprinzen nach: »Schinkel wurde bei der Eröffnung herausgerufen? — Natürlich, denn drinnen hatte er ja auch keinen Platz!«

Und:

»Das Schauspielhaus hat hundert Winkel,
Aus jedem tönt's: O — h! Schinkel! Schinkel!«

Dafür aber klang des klassischen Baumeisters Lob aus jedes denkenden Schauspielers Munde, in das ich bald aus vollem Herzen einstimmen durfte. Es war eine Lust, in dem kleinen Hause bürgerliche Schau- und Lustspiele zu spielen. Man brauchte nicht zu forciren, man sprach und bewegte sich natürlich, wie im Leben, und auch die feinste Nuance kam zur Geltung.

Das sah ich gleich am ersten Abend. Es wurde »Hermann und Dorothea« gegeben, von Dr. Karl Töpfer nach Goethe's Dichtung für die Bühne bearbeitet.

Neben mir saß ein gemüthlich-heitere Herr von einigen 30 Jahren. Sein ganzes Wesen erinnerte mich lebhaft an meinen lieben Hofrath in Jfflands »Hagestolzen«. Mein jugendlich aufblühendes Entzücken über einzelne Stellen der Dichtung — meine Begeisterung über das vollendete Spiel schienen ihn zu ergötzen. Wir kamen in den Pausen in's Plaudern. Mein Nachbar sprach über Kunst und Schauspieler voll Verständniß und Bescheidenheit — angenehm und liebenswürdig. Er hatte sogleich die Fremde und begeisterte Kunstnovize erkannt — und schon im nächsten Zwischenakt nannte er sich mir als früheren Kollegen und Verfasser von »Hermann und Dorothea«: Dr. Töpfer.

Töpfer war Hoffchauspieler in Wien gewesen, hatte dann durch Deutschland Kunstreisen gemacht und besonders durch sein Gitarrenspiel entzückt. Seit einigen Jahren hatte er die Bühne verlassen und war mit großem Glück als Lustspieldichter und Novellist aufgetreten. Seine Lustspiele: »Des Herzogs Befehl«, »Rosenmüller und Zinke« und »Der beste Ton« wurden auf allen Bühnen gegeben und haben sich bis heute auf dem Repertoire erhalten. Im August 1871 ist Töpfer in Hamburg gestorben.

»Hermann und Dorothea« ist kein Effektstück und vermag nicht rauschenden Beifall zu erzielen; — aber die fast andächtige Aufmerksamkeit des Publikums, das bewundernswürdige Zusammenwirken der edlen Mimen ließen mich die »echte Weihe der Kunst« ahnen und den glühenden Wunsch in meinem Herzen aufsteigen: mit diesen Künstlern spielen, von ihnen lernen zu dürfen! Da drängte sich Niemand vor, da gestaltete sich das Ganze so harmonisch, daß man das »Spiel« vergaß. Man konnte sich einbilden, mit den biederen Menschen: Vater und Mutter Feldern, dem Apotheker, dem

Pfarrer u. s. w. dieselbe Luft eingeathmet, jahrelang mit ihnen verkehrt zu haben, — ja, den Sonnenschein zu fühlen, der die reizende Gegend beleuchtete.

Und die Künstler, die diesen Täuschungszauber hervorbrachten, waren: Herr und Madame Wolff, Ludwig Devrient, Beschort, Lemm, Rebenstein und Karoline Lindner. — Mad. Stich, die spätere berühmte Krelinger, fehlte in dem Künstlerkreise. Sie weilte augenblicklich mit ihrem Gatten in Paris, um den Jorin der Berliner über eine damals vielbesprochene unglückselige Geschichte, auf die ich zurückkommen werde, vollends verrauchen zu lassen.

In dem Rollenfach der Stich gastirte nun Karoline Lindner, die Zierde des Frankfurter National-Theaters. Heute gab sie die Dorothea.

Bei dem ersten Anblick der kleinen, gedrungenen Dorothea mit dem unschönen, dicken Kopfe, flüsterte ich meinem Nachbar zu: »Wie schade, daß die schöne Madame Stich heute nicht spielt!«

Er lächelte: »Nach dem Aktluß werden Sie anders urtheilen.«

Und so kam es. Kaum hatte Dorothea einige Worte gesprochen, so schämte ich mich des vorschnellen Urtheils. Die süße Stimme mit der vibrirenden Innigkeit erfaßte mich mächtig, und die sittsame Grazie ihres Wesens ließ sie sogar anmuthig erscheinen. Die großen, seelenvollen Augen entschädigten für die reizlose Gesichtsbildung.

Von einem anderen, noch glänzenderen Triumphe, den das seltene Talent und das reiche, schöne Herz der unschönen Karoline Lindner sogar über die jugendblühende, bildschöne Amalie Neumann in Berlin davontrug, erzählte mir später der bekannte Geheimrath Heun — der viel gelesene, viel geliebte und — viel geschmähte Claren.

Claren hatte das Suschen in seinem »Bräutigam aus Mexiko« für Amalie Neumann geschrieben — und dies schöne

Suschen hatte ganz Berlin entzückt — berauscht . . . Und nun wollte die eckige, unscheinbare Karoline Lindner es wagen, in derselben Rolle vor das Berliner Publikum zu treten, — welche Annäherung!

Claren erzählte: »Das Theater war — wohl mit aus Neugier, wie dies kühne Unternehmen der kleinen Frankfurterin ausfallen werde, überfüllt. Keine Hand rührte sich, als nach dem Aufrollen des Vorhanges das reizlose Suschen am Klöppeltisch sichtbar wurde.

»Mir klopfte hörbar das Herz, und ich bedauerte, der Lindner diese Rolle nicht abgerathen zu haben. Ich konnte bemerken, wie viele Zuschauer lächelten, die Köpfe schüttelten, als wollten sie sagen: das war vorauszusehen, — ein unbegreiflicher Mißgriff von einer sonst so denkenden Künstlerin!

»Die erste Unterredung mit der Tante wurde gleichgültig aufgenommen, — doch nach und nach regte sich die Theilnahme, — und am Schluß des Actes ertönte Beifall. Nach der Beschreibung des Traumes im dritten Act aber jubelte bereits das ganze Haus vor Entzücken, und nach dem vierten Act gestanden selbst die glühendsten Verehrer der schönen Neumann, daß diesem unschönen, herzlich gemüthlichen, heiter-seelenvollen Suschen der Preis gebühre. — Die hellen Thränen liefen mir über die Wangen, als die tief gedemüthigte Spizenklöpplerin so traurig und ergeben sich zur Arbeit setzte, und klagte: »mein Mütterchen im Grabe, Du hörst das Weinen Deines Kindes nicht!« — Nur eine Nuance will ich erwähnen, welche das Publikum elektrisirte.

»Wenn die Tante die von Suschen im Spizenkarton eingeschmuggelte seidene Schürze bemerkt, und sie hervorziehend fragt: »Wie kommt denn die Schürze in den Karton?« — waren wir gewohnt, die Neumann keck antworten zu hören, indem sie die Tante dabei durchaus nicht schüchtern anblickte: »Wie kann man so vergeßlich sein! Du hast sie ja selbst hineingelegt!« — Lindner-Suschen löste verlegen den am Arm hän-

genden runden Strohhut, setzte ihn auf, und den Schirm ein wenig ins Gesicht drückend — belog sie zum ersten Mal ihre Wohlthäterin leise — zitternd und vermochte nicht, der Tante dabei ins Auge zu sehen! — und so folgten unzählige Gemüths- und Charakterblitze. . . .«

Das Urtheil Claren's war vielbedeutend, denn auch er zählte zur schwärmenden »alten Garde« Amalie Neumanns.

Karoline Lindner war ein Komödiantenkind. Ihr Vater hatte ein bescheidenes Engagement in Bamberg, als Franz von Holbein und der später so berühmte phantastische Dichter und Komponist C. F. A. Hoffmann dort gemeinsam das Theater dirigirten. Als kleines Mädchen sah sie den gastirenden drastischen Komiker Hasenhut als Schneider Kakadu, Hans Hollunder und dummen Peter in »Menschenhaß und Neue« — und kopirte ihn in diesen Rollen gleich darauf vor ihren Gespiellinnen in Gang, Haltung, Mienenspiel und Sprache so ergötzlich treu, daß die anwesende geist- und anmuthvolle Schauspielerin Frau Renner, die langjährige Freundin Holbeins, auf dies originelle Talent aufmerksam wurde. Kaum war Hasenhut abgereist, so trat die kleine kindliche Lindner in seinen Rollen auf die Bühne — zum großen Staunen und noch größeren Gaudium der Bamberger. Frau Renner, selber unübertroffen in rührender Naivetät und Innigkeit und in sprudelndem Humor, wurde ihre treue Lehrerin. Die Schülerin war etwas derber organisirt, bezauberte aber bald durch lebenswürdige Drolligkeit, kernige Naivetät und unschuldsvolle unverkünstelte gesunde Natur. Sogar bei ihren idealen Gestalten, wie Kokebue's »Schutzgeist« Klärchen im »Egmont«, Gretchen im »Faust« und Käthchen von Heilbronn vergaß man ihre unideale Figur über den Zauber ihrer Stimme voll reinsten, rührendster Innerlichkeit und den seelenvollen Ausdruck ihres schönen Auges.

Und wie hat Karoline Lindner mich als stummer Victorin in »Waise und Mörder« durch ihre Mimik bezaubert und er-

schüttert! Sie gab keinen sentimentalcn Jüngling, kostümiert wie der Page in »Figaro's Hochzeit«, den Tituskopf zierlich frisirt. Im dunklen Anzuge, der sie schlank erscheinen ließ, die Künstlerlocken zurückgestrichen, trat dieser Victorin festen Schrittes auf. Die Augen, wie im Fieber glühend, suchten überall nach dem Mörder des Vaters . . . Man sah einen jugendlichen, energischen Künstler, der mit seinem Meißel schon das Andenken des theuren Vaters verewigte. Und als sie Raimbaults endlich erkannte, standirte sie nicht, wie viele Geseierte, nachdrücklich: »Dies ist der Mörder meines Vaters!« — nein, nach neunjährigem Verstummen rang sich ein Herz und Mark erschütternder Schrei: »Mörder — Vater!« — gewaltfam — krampfhaft aus der gequälten Brust . . . und Victorin brach zusammen . . .«

Am glänzendsten aber zeigte sich Karoline Lindners schauspielerisches Talent in derber Komik. Da war sie einzig in ihrer Art, ihre Erfindungs- und Gestaltungskraft wahrhaft proteusartig. Nur bei männlichen Komikern habe ich etwas Aehnliches gesehn.

Ich erinnere nur an das kleine, wenig geistreiche Verkleidungsstück: »Die Proberollen«. Da metamorphosirte Karoline Lindner sich zuerst in eine echte Frankfurter Schacherjüdin, unnachahmlich mauschelnd im Dialekt der Frankfurter Judengasse — zum Lachen und zum Weinen, — dann trat sie in einer köstlichen Mischung von Kleinstädtereier, Gänsehen vom Lande und Roman-Empfindsamkeit als pretiöses Landfräulein auf, das auf die weltbedeutenden Bretter gehn will, — nach wenigen Minuten schon wieder als renommirender Kadett, der den flotten, schnarrenden Fähnrich herausbeißen möchte — und zuletzt als derbe, tüchtige, naive Bauernmagd, die das Herz und die Zunge auf dem rechten Fleck hat . . . und immer waren es ganz verschiedene Menschen, lebensvoll und lebenswahr in jedem Blutstropfen, keine neuen Kleidergestalten.

Nur graziböse, vornehme Salondamen im Konversations-

stück und phantastische Bühnenerscheinungen, wie Preziosa, gelangen ihr weniger. Da war ihre derbe Körperlichkeit doch nicht wegzuleugnen.

... Noch viele, viele Jahre hat Karoline Lindner am Frankfurter Stadttheater geglänzt, zuletzt als komische Alte ... dann ist auch sie hinübergegangen in's Reich der Schatten. ...

Die Probe vom »Turnier zu Kronstein« benahm mir vollends alle Lust, bei der Königstädter Bühne zu bleiben. Je länger ich der tollen Wirthschaft zusah, um so froher war ich, den Rath des Freiherrn von Nuffenberg befolgt und mir im Kontrakt ausbedungen zu haben: nach sechs Monaten und vorhergegangener dreimonatlicher Kündigung mein Engagement lösen zu können. Auch stand es mir ja frei, nach Karlsruhe ins frühere Engagement zurückzukehren.

Das ganze bunte, ordnungslose Treiben bei der neuen Königstädter Bühne erinnerte an Wilhelm Meisters Truppe, nur fehlte der — Meister! Zuletzt wurden auch die ernstesten Künstler vom übermüthigen Zuversichts-Strudel mit fortgerissen — und à la grace de Dieu steuerten wir dem 4. August, dem Eröffnungstage, entgegen.

Wenn man von der unfertigen Bühne in den Zuschauer-raum blickte, mußte man kopfschüttelnd fragen: Am 4. August soll dort Publikum sitzen? Die Sitze knarrten, die Delfarbe flebte, Schutt, Steine, Holz bildeten ein Chaos, — und auf der Bühne war es lebensgefährlich! Als der »Wunderschrank« mit Beleuchtung probirt wurde, fielen zwei mächtige eiserne Rollen vom Theaterhimmel schmetternd zwischen uns nieder.

Sehr ergöglich war es für mich immer, in den Generalproben dort unten im Parquet und in den Logen nicht nur die sechs börsenkundigen Herren Direktoren, sondern auch noch etliche Duzend anderer allmächtiger Aktionäre mit Weib und Kind

und Regel als gebildetes kritisches Publikum sitzen und handtieren zu sehen — und auf jedem Millionen- oder Hunderttausend-Gesichte das strahlende Bewußtsein: Ihr Alle dort oben auf den Brettern seid uns unterthänig! Wir machen jetzt für Berlin die »Konst«, denn wir haben das nöthige große Geld dazu! — — »Ach! wir Armen!« — sagt Gretchen.

Aber je näher der Eröffnungstag heranrückte, desto bemerkbarer wurde ein erfreulicher Umschwung zum Bessern bei der Leitung und den Schauspielern. Das übermüthige Lachen und Renommiren verstummte. Mit Ernst und Eifer wurde studirt und probirt, bescheiden um Rath gefragt, und jede Eifersucht schien verschwunden. Herzlich reichten sich Alle die Hand zur gegenseitigen Unterstützung. Jeder fühlte, daß der erste Eindruck für das junge Institut entscheidend sein würde. Und als endlich an den Straßenecken zu lesen stand:

Heute, den 4. August 1824:

Eröffnung des Königsstädter Theaters.

Prolog.

Der Freund in der Noth.

Die Ochsenmenuette.

Lustspiel.

Operette.

— da standen wir gerüstet zum Kampf da — zitternd vor Aufregung, aber doch in hoffnungsfroher, erhöhter Stimmung.

Im lieben Publikum hatten sich die jahrelange Erwartung zuletzt fieberhafte Spannung und der echt Berlinische Enthusiasmus für das neue »Volkstheater« in den letzten Tagen, wo es sich um ein Billet zur Eröffnung des »Königsstädter Theaters« handelte, zu einem förmlichen Königsstädter Theater- Delirium ausgebildet. Da hieß es nicht mehr: »Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!« — sondern Billet oder kein Billet!

Und welchem guten alten Berliner geht nicht noch heute das Herz so frühlingssrisch und fröhlich und — doch wieder so jugendsehnüchtig- wehmüthig auf bei dem Namen: »Königsstädter Theater« — oder wenn er bei dem mächtigen alten,

längst zur Wohnungskaserne umgewandelten Hause auf dem Alexanderplaz vorübergeht und daran denkt, wie er vor einem halben Jahrhundert im apfelgrünen Frack, drunter das junge theaterschwärmende Herz, am Arm die holde Julie mit den langen, braunen Seidenlocken und dem blauseidenen Spencer und dem gelben Strohhut à la Galathea — an einem heißen Augusttage vier Stunden lang vor dem Theatereingange von glühenden Menschenwogen hin- und hergeschoben wurde . . . und wie endlich die Pforten sich öffneten und der Strom stöhnend — kämpfend — dampfend sich hineinzwängte . . . und wie er doch zuletzt glücklich auf seinem Parterreplaz anlangte, wenn auch mit dem Opfer des einen apfelgrünen Frackschoses und der Hälfte der künstlichen Locken und des einen blauen Atlaßschuhes der holden Julie . . . und wie sie beide doch so unendlich glücklich waren, der Eröffnung des neuen Königsstädter Theaters beiwohnen zu dürfen . . . Ja, Theaterdirektor Goethe hätte hier seine Freude haben können, zu sehn wie das gute liebe theaterenthusiastische Berlin:

Bei hellem Tage schon vor Vieren
Mit Stößen sich bis an die Kasse sicht,
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht . . .

Seit zwei Uhr wogte bereits die Menschenmasse auf dem Alexanderplaz und kaum vermochten wir Schauspieler uns durchzudrängen. Ich hatte zu Hause meine Toilette vollendet, fuhr im geschlossenen Wagen über den Plaz, und die tausend neugierigen Augen vermehrten meine Angst. Mein Herz bebte stärker, als in Karlsruhe vor dem ersten entscheidenden Auftreten. Zum ersten Mal sollte ich vor dem kunstsinigen, aber auch streng richtenden Publikum Berlins erscheinen . . . und in dem ganzen großen Berlin verschwanden die wenigen mir freundlich Gesinnten in der Masse.

Mir war die undankbarste und schwerste Aufgabe zugefallen, — selbst für erfahrene Künstler eine schwierige: den

Prolog zu sprechen. Ein schönes sinniges Gedicht, das sich weit über die Dugendwaare der sonst üblichen Prologe erhob. Aber wunderbar! so viel Mühe ich mir auch gab: nie habe ich den Namen des Dichters erfahren. Es wurde das größte Geheimniß daraus gemacht. Nur die Vermuthung habe ich: der schöne geistreiche Däne, Dr. Christian Birch, der spätere wenig glückliche Gatte von Charlotte Birch-Pfeiffer, der damals in unseren Proben als eine Art poetischer Beirath der vielköpfigen Direktion agirte, sei der Verfasser.

Auf der Bühne reichten wir uns stumm die Hand. Das Herz war uns zu voll, um reden zu können. Die elf Damen waren weiß, höchst elegant gekleidet, mit Blumen in den Haaren, die vierzehn Herren im schwarzen Gesellschaftsanzuge.

Die hohen Herrschaften waren bis auf den König erschienen.

Ein recht hübsch erdachter, närrischer Vorprolog sollte das Publikum überraschen.

Das Zeichen zum Beginn der Ouverture wurde gegeben — der Kapellmeister Henning erhob seinen Taktstock . . . aber kein Laut ertönte, dafür aber hinter dem Vorhange ein unruhiges Hin- und Herlaufen, Poltern, Schelten, Zanken, als ob auf der Bühne noch der Thurmbau von Babel probirt werde . . .

Plötzlich schrie eine Stimme vom Olymp herab: »Na, Ihr Komödianten, wird's bald los gehn? Es ist die höchste Zeit und umsonst haben wir unser Geld nicht bezahlt. Fangt Ihr da unten nicht bald an, so fangen wir hier oben recht ernsthaft an — mit Händen und Füßen . . . «

Da wurde polternd bei niedergelassenem Vorhange von der Bühne ein Mann vor die Lampen gestoßen. Er geberdete sich gar kläglich, rang die Hände und hub weinerlich an: »Ach, meine Verehrtesten, ist das hier ein Jammer, eine Noth! Daß Sie's nur wissen: ich bin der Schauspieler Schmelka, so eben erst aus Breslau angekommen und sonst von Haus aus ein

lustiges Haus. Und nun muß mir das passiren, daß ich hier in diese tolle Komödiantenwirthschaft hineinfalle. Nichts ist in Ordnung, Niemand ist an seinem Platz — Musici — Schauspieler — sogar Regisseur und Souffleur fehlen . . . Wer soll da Musik machen und vor Ihnen Komödie spielen und — ohne Souffleur, wissen Sie, haben selbst die besten Komödianten ja nun einmal kein Gedächtniß . . .«

In seiner närrischen Verzweiflung ergriff Schmelka endlich die Klingel neben dem Souffleurkasten und klingelte aus Leibeskräften. Der Vorhang hob sich — und von der Bühne rann ten in ihren Arbeitskostümen Coulissenschieber, Maschinisten, Lampenputzer in höchster Verwirrung nach allen Seiten auseinander . . .

Eine neue Figur trat auf, scheltend über den heillosen Spektakel . . . Aber mit dem Jubelruf: »Ei, Freund Nagel — Gott sei Dank, jetzt haben wir doch wenigstens unsern Regisseur hier, nun werden wir auch bald in Ordnung kommen!« — schloß Schmelka den Kollegen in die Arme.

Beide schimpften nun vereint auf den Dichter, der den Prolog noch nicht gebracht habe — worauf der knirpsige Bau deville-Dichter Louis Angely athemlos und in pustender Wichtigkeit angerannt kam und erklärte: er sei bei aller andern Arbeit mit dem Prolog nicht fertig geworden . . .

Regisseur Nagel: »Und doch habe ich den Prolog vor vollen acht Monaten bei Ihnen bestellt! Unerhört! Der Prolog steht auf dem Zettel — und wir haben keinen. Wir sind blamirt!«

Angely (ironisch): »Pah! als ob wir den werthen Berlinern sonst nichts annoncirt hätten! Was Alles hat unsere kluge Direktion auf ihrem ellenlangen Programm außerdem noch versprochen! Sie will eine Muster-Volksbühne schaffen und Stücke geben von Goethe bis Kozgebue, von Moreto bis

Bäuerle, ja sogar bis zu dem kleinen Louis Angely herab« — (rasender Jubel im ganzen Hause) — »natürlich, daß man bei so glänzenden Versprechungen in acht Monaten keinen Prolog für den Eröffnungstag fertig machen kann!«

Ragel: »Und wir haben auch feierlich versprochen, daß — wie drüben am Gensdarmenmarkt so oft — eingetretene Hindernisse bei uns nie eintreten sollen — und wir fangen mit einem solchen eingetretenen Hindernisse — d. h. ohne Prolog an . . .«

Schmelka: »Ja, und haben die Herren nicht auch versprochen: daß nur deutsche Stücke über diese echte deutsche Volksbühne schreiten sollen — und heut schon steht die »Ochsenmenuette« auf dem Zettel, die doch wahrhaftig aus dem Französischen stammt . . .«

Angely: »Und ich habe alle Taschen voll französischer Melodramen, von mir fein säuberlich fürs Berliner Gruseln bearbeitet . . .«

Schmelka: »Aber, ums Himmelswillen, meine Herren, was soll denn aus dem heutigen Abend werden? Zu solcher Blamage bin ich wahrhaftig nicht aus Breslau hergekommen . . .«

Ragel: »Ha! ha! ha! Na hören Sie, Schmelka, man nich weinen! — sagt der Berliner. Der Angely und ich haben uns nur einen kleinen Jux mit Ihnen gemacht. Ob wir Königstädter für den heutigen Tag gerüstet sind, soll jetzt mein Regisseurglöcklein erproben . . .«

Das Publikum, das Anfangs gar nicht recht wußte, was es aus der Geschichte machen sollte, ging bald lustig auf den Scherz ein, lachte, applaudirte . . . bis auf Ragels Klingleln sich die graue Hintergardine hob und in einer Säulenhalle im Halbkreise aufgestellt sämtliche Mitglieder sichtbar wurden.

Nagel stellte die Kollegen in warmen Worten dem Publikum vor.

Jetzt mußte ich vortreten — ach! mit welchem Herzklopfen. Nach den drei üblichen, nicht leichten Verbeugungen, begann ich erst leise — bebend — dann muthiger:

Sie haben mich erwählt, das Wort des Grufes
An Euch zu richten, aber schüchtern nur
Vermag die Fremde vor Euch hinzutreten,
Denn eine neue, unbekante Welt
Dringt rings mit ihren Strahlen auf sie ein.
Da wird der Blick verwirrt, es klopft das Herz,
Und blöde weiß die Lippe nur zu stammeln.
Wie reizend hat sich Alles hier gestaltet,
Den ganzen Bau erfüllt der Gäste Zahl,
Und herrlich prangt das kunstgeschmückte Haus ...

— — bis ich unter hellem Jubel begeistert schloß:

»Es lebe Friedrich Wilhelm der Gerechte!«

Das Orchester intonirte und das ganze Haus sang brausend mit:

»Heil Dir im Siegerkranz.«

Jetzt wurde ich vorgerufen — dann Nagel, Schmelka, Angely — und zuletzt: Alle!

Es folgte Beethovens große Festsymphonie.

In Bäuerle's »Freund in der Noth« glänzten Spitzeder als weichmüthig schwacher Alter, die blühende schwarzäugige Auguste Sutorius als naive Schöne — vor Allen aber Schmelka als urkomischer Pastetenbäcker.

Noch größeren Jubel erregte die »Ochsenmenuette«, nach »le menuet du boeuf« bearbeitet und von Seyfried mit Haydn'schen Melodien versehen — mit ihrem aufgepußten Ochsen und dem Mu — uh! Mu — uh! der Bratschen und Bässe und Hörner in allen Tonarten. Spitzeder war aber auch — in Dialekt, Spiel und Gesang — der unwiderstehlichste ungarische Ochsenhändler, der zu Haydn kommt, bei ihm eine Menuette

für die Hochzeit seiner Tochter bestellt und mit einem fetten Ochsen honorirt . . .

Die Berliner wurden nicht müde, Spitzeder immer wieder herauszurufen und schon am ersten Abend zu ihrem Liebling zu proklamiren. Ich gratulirte ihm herzlich zu diesem Erfolg und schloß scherzend: »Nun, sind Sie jetzt beruhigt, daß Ihr Schifflein glücklich landen wird?« — Da lachte er so lieb und entgegenete: »Ich freue mich hauptsächlich wegen meinem Weiberl, nun wird's sie schon heiterer werden!«

Meine Stimmung schildert am frischesten ein alter Brief der jungen glücklichen Lina an Bruder Louis:

... »So wäre denn mein so sehr gefürchtetes erstes Debüt in und an der Königstadt glücklich überstanden — aber halb todt haben die Mutter und ich uns vor den scharfen Berliner Zungen und Federn geängstet.

Zu Mittag vermochten wir wie in Karlsruhe nichts zu essen; Kaffee mußte den Nerven aufhelfen. Als ich schon um zwei Uhr unter unserm Fenster die Menschenmasse gleich dem Wogen des Meeres sich über den weiten Theaterplatz bewegen sah — schwanden mir beinahe die Sinne, die Hände zitterten beim Frisiren, und die Mutter sah mit Entsetzen, wie ich mich gar nicht zu fassen vermochte.

Wir hatten das Glückskleid der guten alten Fratel gewählt, — in dem ich dem bewußten Museumsball beiwohnte und zum ersten Mal in der gesprengten adeligen Francaise tanzte. Du erinnerst Dich doch: rosa Gaze Iris mit Silberstreifen und Blumen — echte Pariser — rosa Hyazinthen mit weißen Rosen. Perlen als Schmuck, aber unechte. Ich sah wirklich hübsch aus, und der Fächer war meine Rettung für die unbeschäftigten Hände, da Gesen bei Prologen nur spärlich angebracht werden dürfen. Die vorgeschriebenen drei Verbeugungen sollen gut ausgefallen sein, und — gegen den Schluß des Prologs war die Angst überwunden. — Drei Abende wurde die gleiche Vorstellung sammt Prolog gegeben und stets lohnte

mir donnernder Applaus. Sogar der gute König, der am zweiten Abende zugegen und sehr vergnügt war, applaudirte freundlich und nickte mir dabei so recht väterlich zu.

Beifolgende Rezensionen werden Dir zeigen, daß mein banges Herzklopfen und alle Angst reichlich belohnt wurden. Da kannst Du gedruckt sehen, daß ich eine schöne Gestalt und ein seelenvolles Gesicht habe. — Was meinst Du? hat die »Großnase« und »kleine Komödiantin« aus Bruchsal sich nicht hübsch herausgemustert? Die Mutter hat sich von der Gemüthsbewegung noch nicht erholt, und überläßt das Erzählen Deiner Lina, — mit ihrem dritten Titel auch »Plaudertasche« genannt. . . .

Sämmtliche Kollegen sind sehr vergnügt über den Erfolg, die Aktionäre strahlen förmlich in stolzer Genugthuung — als ob sie die Lorbern gepflückt hätten. Der König soll sich gegen unsern Syndikus Kunowsky sehr gnädig geäußert haben — und wir Alle haben nur eine Bekümmerniß: daß — der gute Kunowsky vor Seligkeit überschnappt!

Es gefällt uns täglich mehr in der schönen Residenz, bei den gastfreien, zuvorkommenden Berlinern, und ich werde recht verwöhnt . . . «

Ueber den Prolog und seine Sprecherin schrieb Ludwig Robert an das Stuttgarter »Morgenblatt: «

»Dieses sinnige und sehr liebliche Gedicht wurde von Mlle. Bauer, einer jungen anmuthigen Blondine, mit natürlichem Anstand und einer Wohlredenheit gesprochen, die, wenn sie auch nicht vollendet war, doch den Beweis einer vortrefflichen Schule lieferte.«

In der »Spenerschen Zeitung« heißt es:

»Die neue Bühne erhielt ihre eigentliche Weihe durch den Prolog, den Mlle. Karoline Bauer im Namen des übrigen hinter ihr versammelten Personals sprach. Wenn schon das

erste Erscheinen dieser hoffnungsvollen jungen Künstlerin, der Liebreiz, der jede ihrer Bewegungen überstrahlte, ihre schöne jugendliche Gestalt und ihr seelenvolles Gesicht einen Jeden einnahm, so gewann ihr die Rede Aller Herzen. — Der Ausdruck war hinreißend, jedes Wort kam aus der Seele und jede Modulation ihres wohlklingenden zarten Organs traf die Seele. Rauschender Beifall ward der jungen Künstlerin zu Theil und jubelnd stimmte das ganze Haus in den dreimaligen Tusch und das »Heil Dir im Siegerkranz« ein . . .

Wer war glücklicher als die junge Lina!